Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Wochenbericht.

Die politische Lage. — Durch die Veröffentlichung der Protestationen gegen das Kaiserreich im Moniteur hat Louis Napoleon die Welt zu überführen gesucht, daß seine Herrschaft auf festen Fundamenten ruhe. Die offenkundigen Bezeigungen des Enthusiasmus, die ihn auf seiner Reise aller Orten empfangen haben, und die wetteifernden Huldigungen in Paris sind auch in der That nicht wenig geeignet, ihn wenigstens selber in diesem Glauben zu befestigen. Es mag paradox scheinen, aber wir sind fest überzeugt, daß er das Princip der Volkssouverainetät, durch welches er sowol die Ansprüche der Legitimisten, als die der Republikaner zu widerlegen sucht, ganz ernsthaft nimmt, obgleich er bei einer einigermaßen ruhigen Ueberlegung sich über die Hebel, die er selbst angewendet hat, um dieses Princip in Bewegung zu setzen, nicht täuschen könnte; aber er hat sich von der frühesten Jugend auf mit dieser Vorstellung vertraut gemacht, und die überraschenden Erfolge der letzten Ereignisse haben ihn die Motive ganz vergessen lassen, und wenn er heute alle Druckschriften verböte und jedes Gespräch zwischen drei oder vier Personen unter polizeiliche Aufsicht stellte, so würde er doch fest überzeugt sein, nur im Interesse der Volkssouverainetät zu handeln. Es ist das eben ein ganz abstractes, inhaltloses Princip, aus dem man machen kann, was man will.

Was jene Protestationen betrifft, so konnte er sie unter den gegenwärtigen Umständen wol ohne Bedenken mittheilen. Die Urheber derselben haben vergessen, daß sowol eine leidenschaftlich erregte, als eine feierlich salbungsvolle Sprache eine ganz besondere Stimmung voraussetzen, um die richtige Wirkung zu thun; die gegenwärtige Stimmung Frankreichs ist aber nicht dafür empfänglich, im Gegentheil dürfte das Sendschreiben V. Hugo's durch die Reminiscenzen an die Guillotine, die es hervorruft, nur noch dazu beitragen, daß der Bürger sich immer fester an die neue Herrschaft anklammert, die ihm wenigstens für den Augenblick Ruhe verheißt. Was den Herrn Grafen von Chambord betrifft, so machen seine Manifeste immer den Eindruck einer gewissen Sentimentalität und Resignation, die für einen Kronprätendenten keine übermäßig günstigen Aussichten eröffnen. Immer auf's Neue versichert er, den Bürgerkrieg in Frankreich um keinen Preis hervorrufen, weder die Hilfe des Auslandes, noch einen innern Aufstand zur Wiederherstellung seiner legitimen Herrschaft benutzen zu wollen. Daß es ihm mit diesen Versicherungen Ernst ist, zeigt sein völlig passives Verhalten während der großen Krisis, wo kein öffentliches Recht einem Prätendenten im Wege stand, und wo man das Ausbrechen eines wenigstens partiellen Bürgerkriegs ohnehin voraussetzen konnte. Diese Enthaltsamkeit mag sehr weise und sehr patriotisch sein, aber man versteht nur nicht recht, wie er sich denn überhaupt die Wiederherstellung des alten Bourbonenreichs vorstellt. Die Monarchie von Gottes Gnaden auf den vorübergehenden Willen des Volks gründen zu wollen, was ihm sein ehemaliger Anhänger, der Marquis von Laroche Jaquelein vorschlug, hat er ja mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen. Da nun also die Armee in den Händen des Gegners ist und die Kirche sich auch nicht abgeneigt zeigt, mit dem neuen Cäsar in das beste Einvernehmen zu treten, so bleibt ihm keine andere Aussicht, als daß ein Wunder geschieht, und zwar nicht was man gewöhnlich ein Wunder zu nennen pflegt, sondern ein ganz reales

Wunder im alten Styl, z. B. die Erscheinung der Jungfrau Maria auf dem Kirchthurm von Notredame, oder etwas Aehnliches. Das bloße Festhalten des ewigen Princips der Legitimität in seiner Person will noch nicht viel sagen, denn ähnliche Träger des Legitimitätsprincips irren bereits in einer ziemlichen Zahl durch die verschiedenen Welttheile herum.

Wenn aber von dieser Seite Louis Napoleon für seine Herrschaft wenigstens vorläufig nichts zu besorgen hat, so bleiben wir doch immer bei der Ueberzeugung stehen, daß gerade die Macht, die ihn erhoben hat, wir meinen nicht die Volkssouverainetät, sondern die Armee, wenn er dauernd auf sie rechnen will, ihn in eine Bahn hereinlenken wird, die wir in Deutschland nur mit Besorgniß beobachten können, und darum wäre es wol auf das Ernstlichste zu wünschen, daß die deutschen Großmächte die inneren Angelegenheiten, deren Erledigung nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, im großen Sinn, nicht in kleinlicher Eifersüchtelei auffassen möchten. —

Wir haben uns in der Zollfrage stets entschieden auf Seite Preußens gestellt und sehen mit großer Genugthuung, daß wenigstens dem Anscheine nach die Regierung an ihrem Princip festhält. Hier würden wir jede Concession für verderblich halten.

Allein die handelspolitische Differenz soll nicht, wenigstens in diesem Augenblicke nicht, in eine politische Gegnerschaft ausarten. So gut sich der alte Zollverein mit der allgemeinen Sicherheit Deutschlands vertragen hat, so wird es auch der neue. Nur Ungeschicklichkeit in den Formen kann es sein, die dies verkennen läßt. Freilich führt eine solche Ungeschicklichkeit häufig zu den schlimmsten Folgen, und gerade in dieser Zeit, wo durch die vorhergehenden politischen Bestrebungen die Eifersucht und das Mißtrauen der mittleren und kleinen Staaten in einem so unnatürlichen Grade gereizt sind. Am verhängnißvollsten wäre die Fortdauer dieser Eifersucht bei denjenigen Staaten, die durch die gegenwärtige Lage zu Preußens Verbündeten gemacht sind; denn eine Unzuverlässigkeit in diesen Regionen würde unfehlbar eine gereizte Stimmung hervorrufen, welche die Angelegenheiten nur noch mehr verwickeln könnte.

In Beziehung auf diese Staaten empfehlen wir eine sehr geistvolle, mit Sachkenntniß und patriotischer Wärme geschriebene Brochure „Anschließen oder Abschließen? Beitrag zur Beantwortung der Frage: Wie soll Hamburg sich demnächst zu dem preußischen Zollverbande stellen?“ (Hamburg, Erie.) Sie weist für jeden ruhigen Beobachter auf das Schlagendste nach, daß für Hamburg die politischen und mercantilen Interessen Hand in Hand gehen, und daß beide einen unmittelbaren Anschluß an die preußische Handelspolitik, um dann wieder auf die Richtung derselben einzuwirken, dringend erheischen.

Die freien Gemeinden. — Wir haben die Bildung der freien Gemeinden, wie die der Deutschkatholiken, von vorn herein mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet. Wenn wir einerseits niemals verkannten, daß sie durch sehr fühlbare und nicht zu verkennende Mißstände in der Kirche hervorgerufen wurden, so waren wir doch auf der andern Seite überzeugt, daß auf dem eingeschlagenen Wege nichts Segensreiches erreicht werden könnte. Die Stifter dieser dissentirenden Gemeinden gingen von dem Gefühl aus, daß sie an dem gegenwärtigen kirchlichen Leben ohne Heuchelei nicht weiter theilnehmen könnten, und daß andererseits doch ihr religiöses Gefühl eine äußerliche Befriedigung, einen Cultus verlangte. Sie übersahen dabei nur, daß das Gefühl eines

solchen Bedürfnisses noch lange nicht die schöpferische Kraft ersetzt, die nicht blos zur Gründung einer neuen Religion, sondern für jede religiöse Reform unerläßlich ist. In den Gewohnheiten des alten Cultus aufgewachsen und instinctmäßig daran festhaltend, wähnten sie, daß man die alte Form ohne Weiteres auf den neuen Inhalt übertragen könne; sie wollten Erbauung und Andacht hervorrufen, indem sie doch jenen dunkeln Hintergrund zerstörten, der bei den christlichen Kirchen auf die Phantasie einwirkt und dadurch jene Stimmungen vermittelt. Die meisten Führer dieser Bewegung waren Männer, die weder aus ihrem Geist noch aus ihrer Bildung die Berechtigung herleiten konnten, den Gebildeten ihres Zeitalters neue Eröffnungen zu machen; auf der andern Seite aber waren sie von der modernen Bildung viel zu sehr inficirt, um auf die naive Masse wirken zu können. Aber wenn es auch nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie die höchste wissenschaftliche Bildung mit der größten Popularität und der eminentesten Persönlichkeit vereinigt hätten, so wäre es ihnen doch nicht gelungen, auf religiösem Gebiet etwas Neues zu schaffen, weil dazu nothwendig jene Form des Glaubens gehört, die sie entweder aufheben wollten, oder bereits als aufgehoben betrachteten. Zum Verstande wie zum Herzen kann man sprechen, wenn man seine Sache versteht und es ehrlich meint; aber die Andacht basirt auf der Scheu vor etwas über dem Verstand und dem Herzen hinaus Liegendem, und diese muß empfangen, sie kann nicht gemacht werden.

Es liegt uns in dieser Beziehung ein sehr lehrreiches Buch vor: „Alte und neue Weltanschauung." Vorträge, gehalten in der freien Gemeinde zu Nordhausen von Eduard Baltzer. Dritte Sammlung. Neue Propheten. (Nordhausen, Förstemann.) — Schon die auf dem Umschlag hinzugefügte buchhändlerische Bemerkung: „Aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare werden vom Verleger nicht zurückgenommen" bringt eine entschieden nicht religiöse Stimmung hervor. Die Vorträge selbst beruhen auf der Ansicht des religiösen Liberalismus, der Cultus, die Verehrung, die Pietät seien etwas sehr Verständiges und Zweckmäßiges, und man habe bisher nur in der Wahl der Gegenstände fehlgegriffen. Zu diesem Zweck werden an Stelle der Heiligen des alten und neuen Testaments eine Reihe von neuen Propheten der öffentlichen Verehrung dargestellt. Es sind folgende: Arnold von Brescia, Wykliffe, Huß, Gutenberg, Savonarola, Columbus, Luther, Zwingli, Dürer, Paracelsus, Copernicus, Keppler, Galilei, Bruno, Vanini, Campanella, Spinoza, Newton und Thomasius. Gewiß eine Reihe recht stattlicher Namen, und der Prediger sucht auch in einem Schlußwort ihren innern Zusammenhang und ihre Bedeutung für das neue religiöse Princip nachzuweisen; allein es sind meistens keine Personen, die man sich als Penaten denken könnte, die Gebildete und Ungebildete als Vertraute ihrer geheimen Seelenbedürfnisse, als Tröster im Unglück, als Mäßiger in der Freude verehren könnten, mit einem Wort, man kann nicht zu ihnen beten, das heißt, man kann nicht ihnen gegenüber das Gefühl der Andacht mit dem Gefühl persönlicher Vertrautheit vereinigen. Die christlichen Heiligenbilder, wenn sie sich auch auf Historisches beziehen, sind doch in allgemeine Ideale verwandelt, die Jeder sich nach seinem Herzensbedürfniß zurechtlegen kann; sie leisten durch historische Bestimmtheit dem religiösen Gefühl keinen Widerstand. An einem Copernicus, Keppler, Galilei aber kann nur Derjenige unmittelbare Freude haben, der ihren Geist zu ermessen und zu würdigen versteht. Der alte Fritz, der alte Blücher, selbst Schiller, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, können in den Hütten der

Armen dargestellt, und zwar nicht angebetet, aber mit einer gewissen andächtigen Freude betrachtet werden, denn es drückt sich in ihnen eine Kraft aus, die man sinnlich fühlt, ohne sie analysiren und sie dadurch in's Kleinliche herabziehen zu können. Was sich aber der deutsche Bauer bei Paracelsus, Bruno, Vanini und Campanella denken soll, ist nicht recht abzusehen, ja wir haben den Verfasser in starkem Verdacht, daß er den Cultus dieser sehr zweifelhaften Heiligen nicht aus den Quellen, sondern aus Bearbeitungen geschöpft hat, die bereits nach gewissen, sehr bestimmten Gesichtspunkten angelegt waren.

Wenn sich also auf der einen Seite die erbauliche Form der Betrachtungen mit den Gegenständen nicht recht verträgt, so wird für den Gebildeten das Verständniß dieser Persönlichkeiten nicht gefördert; für den Ungebildeten stellt Herr Baltzer seine Helden nicht so dar, daß sie ihnen in ihrer historischen Bedeutung lebendig werden, es kommt vielmehr Alles auf den abstracten Kampf gegen die Kirche heraus, und der Gebildete hat bessere Quellen, sich zu unterrichten. Hat ein gelehrter, verständiger und aufgeklärter Mann Kenntnisse genug, um diese Vorkämpfer des religiösen Liberalismus historisch und philosophisch zur Vermehrung der geistigen Cultur erörtern zu können, so halte er etwa Vorlesungen vor einem gemischten Publicum, oder er schreibe ein Buch; zu Texten für eine kirchliche Erbauung passen sie nicht. Der süßliche, schwülstige, unwissenschaftliche Styl, der schon bei manchen christlichen Predigern so widerwärtig wird, tritt auch hier hervor, und es fehlt das Moment der Autorität, der Tradition, die ein frommes Gemüth auch bei dem Bibelvers: „Abraham zeugete Isaak," in eine hinlänglich erbauliche Stimmung versetzt. Wenn uns der Prediger nicht im Namen eines höhern Wesens seine Lehren in die Phantasie donnert, sondern uns zur freien Kritik auffordert, so fühlen wir uns zunächst versucht, seinen eigenen Styl kritisch zu beleuchten.

Wenn man uns nun fragt, was wir bei unsrer vollständigen Verwerfung der freien Gemeinden denn an die Stelle setzen wollen, da wir doch wol anerkennen werden, daß es Gemüther giebt, die mit der Kirche zerfallen sind, in keiner religiösen Secte eine Befriedigung fühlen und doch ein tiefes specifisch religiöses Bedürfniß haben? so können wir nur erwidern, daß, wo das der Fall ist, wo Kunst, Natur, politischer Enthusiasmus, persönliche Liebe, Familienleben u. s. w. das Herz nicht ausfüllen, kein anderer Rath zu geben ist, als, man schließe sich in sein Kämmerlein, wohin ja auch schon Christus den Beter verwiesen hat; wer hier nicht productiv ist, die Autorität verschmäht und doch religiös angeregt sein will, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Wir haben diese Ansichten offen und unumwunden ausgesprochen trotz der sentimentalen Scheu, die man gewöhnlich hat, Unternehmungen zu tadeln, die nebenbei auch von der Polizei verfolgt werden. Diese Sentimentalität aber führt uns fortwährend irre. Natürlich halten wir es für sehr kleinlich von Seiten des Staats und für sehr widersprechend allen gesunden politischen Ideen, wenn der Staat sich in Gesellschaften eindrängt, die ihm nichts angehen, wenn er Versammlungen stört, die sich auf ihre Art erbauen und der öffentlichen Sicherheit keine Gefahr bringen. Es ist das die doctrinaire Richtung, die sich in unser Staatsleben eingeschlichen hat und die überall Katheder ihrer höhern Weisheit aufrichten möchte. Auf der andern Seite aber müssen wir offen gestehen, daß wir es völlig begreiflich finden, wenn der Staat als Kirchenregiment diesen neuen Religionsgesellschaften seine Kirchen verschließt, und wenn er die rechtliche Giltigkeit der Functionen, die nach unsren Gesetzen nur von Priestern ausgeübt werden können,

an das wirkliche Priesteramt knüpft; das Letztere hat seine Uebelstände, allein diese können durch die Einführung der Civilehe beseitigt werden, und was den Kampf gegen die Kirche betrifft, so scheint uns jedes Local dazu geeigneter zu sein, als die Kirche selbst. —

Sir John Franklin's Nordpol-Expedition. — Das von Lady Franklin zur Entdeckung ihres Gatten ausgerüstete Schiff „Prinz Albert" scheint vom Schicksal zum Ueberbringer von Nachrichten von der vermißten Expedition bestimmt zu sein. Voriges Jahr gelangte durch dasselbe die Nachricht von der Entdeckung der Spuren eines Franklinschen Lagers bei Cap Riley nach Europa, diesmal erfahren wir durch seinen Capitain, Mr. Kennedy, daß die von der Regierung ausgerüstete Expedition unter Sir Edw. Belcher den Wellington-Canal eisfrei gefunden hat, und denselben hinaufgefahren ist. Da dies der Weg ist, den nach den bis jetzt aufgefundenen Spuren Franklin eingeschlagen hat, so dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit hoffen, in wenigen Monaten Nachricht über das Schicksal des seit 6 Jahren Vermißten zu bekommen.

Der Prinz Albert ging am 22. Mai vorigen Jahres nach den Nordpolregionen unter Segel, hauptsächlich um den Prinzregenten-Canal nach Spuren von dem Vermißten zu durchforschen. Mr. Kennedy eignete sich ganz vortrefflich zu dem ihm übertragenen Commando. Früher bei der Hudsonsbaicompagnie angestellt, hatte er sich acht Jahre lang an der Labradorküste aufgehalten, und ist daher mit allen Eigenthümlichkeiten jener Polargegenden genau bekannt. Er war ausdrücklich von Canada herübergekommen, um sich zur Uebernahme der Expedition zu erbieten. Ein anderer Freiwilliger, Lieutenant Bellot von der französischen Marine, wurde zweiter Commandeur. Ein anderer Theilnehmer war Mr. Hepburn, ein Begleiter Franklin's auf seiner vorletzten Reise. Als Merkwürdigkeit ist hervorzuheben, daß sich die Mannschaft freiwillig verbindlich machte, während der ganzen Reise geistige Getränke nur als Medicin zu gebrauchen.

Am 22. Juni erreichte der Prinz Albert das Eis, segelte in 72° 30' nördl. Breite der Westseite der Baffinsbai hinüber, und befand sich am 24. August in Pondsbay. Hier traf man vier Eskimos, die jedoch keine Nachricht von Sir John Franklin zu geben wußten. Mr. Kennedy fuhr nun den Lancastersund unter heftigen Oststürmen hinauf, und kam am 4. September nach der Barrowstraße, wo das Eis dem Schiffe die Weiterfahrt verwehrte. Der Prinz Albert begab sich nun nach Port Leopold, um zu überwintern. Hier wäre Mr. Kennedy fast ein großer Unfall zugestoßen. Er war in einem Boote mit 6 Mann an's Land gegangen, um Nachforschungen anzustellen, als sich plötzlich eine ungeheure Eismasse zwischen das Land und das Schiff schob, und eine starke südwärtslaufende Strömung und heftiger Sturm das Schiff den Prinzregenten-Canal hinauf bis zur Battybucht trieb. Da der unterdessen auf dem Prinz Albert commandirende Capitain Leask es unmöglich fand, nach Port Leopold zurückzukehren, so versuchte er Furypoint zu erreichen; aber auch dies gelang ihm nicht, und er mußte in Battybucht ankern, von wo Mr. Bellot mit vier Mann sich zu Land nach Port Leopold auf den Weg machte. Sie fanden auch glücklich ihre zurückgelassenen Gefährten, die bereits sechs Wochen in großer Besorgniß gelebt hatten. Zum Glücke hatten sie reichliche Lebensmittel in dem von Sir James Roß in Port Leopold niedergelegten Depot, das im besten Zustande war, gefunden. Nachdem Mr. Kennedy sein Schiff wieder erreicht, und dasselbe für den Winter sicher untergebracht hatte, wurden Landexpeditionen zur Exploration des Prinzregenten-Canals eingerichtet. Schon im Januar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besuchte Mr. Kennedy trotz der rauhen Witterung die Furybucht, um dort ein erstes Depot zu bilden, und wiederholte noch dreimal die gefährliche Reise über die nur vom Monde erhellte Schneewüste, und oft bei so stürmischem und schlechtem Wetter, daß sie nur ein paar Schritte vor sich sehen konnten. Die nun fast dreißig Jahre lagernden Proviantvorräthe der Fury fand man unverletzt und unverdorben.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, brach Mr. Kennedy am 29. März — dort noch im tiefen Winter — mit Mr. Bellot und sechs Mann von der Furybucht auf, um den Prinzregenten-Canal bis an sein südliches Ende zu untersuchen; und, um leichter zu reisen, entschloß man sich, keine Zelte mitzunehmen, und sich ganz auf den Schutz von Schneehütten zu verlassen. Die Expedition bestand aus zwei Schlitten mit fünf Hunden, die sich als sehr werthvolle und treue Reisebegleiter herausstellten; wie die Lebensmittel knapp wurden, begnügten sie sich mit Stückchen Leder.

Anfangs wurden die Reisenden sehr durch ihre Unerfahrenheit im Aufrichten der Schneehütten geplagt, indem sie manchmal sechs Stunden bauen mußten, ehe sie ein schützendes Dach über ihren Häuptern hatten; aber bald erlangten sie eine größere Geschicklichkeit, und waren, wenn nicht sehr kaltes Wetter eintrat, in zwei oder drei Stunden fertig. Diese Hütten bestanden aus großen Blöcken gefrornen Schnee, wurden nach oben immer enger, und trotzten der Gewalt des stärksten Sturmes; und wenn die Reisenden einmal drin waren, und das Loch, durch das sie hereingekommen, sorgfältig geschlossen war, so herrschte eine viel größere Wärme darin als in Zelten. Mr. Kennedy versichert, daß er und seine Leute nie in den Schneehütten gefroren hätten, und nie bequemer geschlafen hätten, als unter ihrem Schutze in ihre Decken gewickelt.

Der größte Eifer belebte die kleine Schaar: Matrosen und Officiere nahmen gleichen Antheil an der beschwerlichen Arbeit des Schlittenziehens und des Herausbrechens der Schneeblöcke, und Mr. Bellot war durch seine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung der Expedition von besonderem Nutzen, indem die Nähe des magnetischen Pols oft die Benutzung des Compasses sehr beeinträchtigte.

Die Expedition war von nicht geringen Anstrengungen begleitet. Wo möglich gingen die Reisenden jeden Tag siebzehn englische Meilen — einmal wanderten sie 24 Stunden ohne Rast — oft durch die schrecklichsten Schneestürme, manchmal waren sie gezwungen, tagelang in ihren engen Schneehütten zu verweilen, und einmal zwang sie das Wetter, sieben Tage auf einer Stelle zu bleiben, während welcher Zeit sie, um das Feuerungsmaterial zu sparen, von Pemmican und Schnee lebten. Auf diese Weise vollbrachten sie eine der merkwürdigsten Schlittenreisen von nicht weniger als 1200 englischen Meilen durch gänzlich unbekannte Gegenden.

Die Route der Expedition ging von der Furybucht quer über die Melvillebucht südlich bis Bratfordbay, wo man einen 2 englische Meilen breiten und 15 Meilen langen, westwärts führenden Canal entdeckte, der bis in die Nähe von Cap Bird führte. Auf diese Weise entdeckten sie, daß North Somerset eine große Insel sei. Von Cap Bird fuhren sie über eine Bucht von 25 Meilen Breite, und fanden dann einen niedrigen Strand, auf welchem sie in genau westlicher Richtung ihre Reise bis zum 100° westlicher Länge fortsetzten. Von hier aus wendeten sie sich nach Nord und Ost nach Cap Walker, wo sie ihre westlichen Untersuchungen weiter fortgesetzt hätten, wenn die drohende Erschöpfung ihres mitgenommenen Proviants sie nicht gezwungen hätte, um North Somerset herum nach Port Leopold zurückzukehren, wo sie den 5. Mai eintrafen. Hier brach

unter den Leuten leider der Scorbut aus, an dem sie bis zum Juli litten. Am 6. August konnte der Prinz Albert endlich seine Winterquartiere verlassen, und wollte nun wieder nordwärts nach Griffithsinsel fahren. Da er aber schon bei Beecheyinsel den Northstar traf, und von diesem erfuhr, daß bereits Capitain Belcher die Nachforschungen in nördlicher Richtung fortgesetzt habe, beschloß Mr. Kennedy nach England zurückzukehren. Er verließ daher die Beecheyinsel am 24. August und erreichte Aberdeen am 7. October, ohne einen Mann verloren zu haben.

Sir E. Belcher war am 11. August bei der Beecheyinsel eingetroffen. Die sorgfältigsten Nachforschungen auf allen benachbarten Punkten der Küste führten zu keinen Entdeckungen schriftlicher Nachrichten von Sir J. Franklin's Expedition. Dagegen fand man außer den Spuren bei Cap Riley einen neuen Lagerplatz bei Caswells Tower, bezeichnet durch mehrere zinnerne Büchsen (von eingelegten Lebensmitteln) sieben oder acht Weinflaschen, einer Feuerstelle und einem Brunnen. Nach Capitain Belcher's Ueberzeugung deuten alle Zeichen darauf hin, daß Franklin seine Winterquartiere in der größten Ruhe und Ordnung verlassen hat, und daß er, eben weil Alles nach Zufriedenheit gegangen, keine schriftlichen Nachrichten hinterlassen hat.

Capitain Belcher ging mit der Assistance am 14. nach dem Wellington-Canal, und Capitain Kellett am 15. August nach der Melvilleinsel unter Segel. Sowol damals, wie auch am Tage der Abfahrt Kennedy's (am 24. August) übersah man von der Spitze der Beecheyinsel nur eisfreies Wasser gegen Norden und Westen. Zahlreiche Walfische kamen aus dem Wellingtoncanal heraus, Robben wurden geschossen, und bei Caswells Tower sah man vier Bären — lauter Zeichen, daß in jenen hohen Breiten das animalische Leben noch nicht ganz erstorben ist, und daß Sir J. Franklin und seine Begleiter sich wol das Leben durch die Jagd hätten fristen können.

Das offene Meer im Wellington-Canal und die ungewöhnlich günstige Jahreszeit werden jedenfalls Sir E. Belcher in Stand setzen, sehr weit nach Norden vorzudringen, aber auch wenn er auf Eisschranken stoßen sollte, gedenkt er durch Sprengen des Eises vielleicht bis in den Königin-Kanal vorzudringen. Capitain Kellett soll auf der Melvilleinsel Depots für Capitain Collinson und Commander M'Clure anlegen, die von der Behringsstraße aus diesen Punkt zu erreichen suchen. Sollte sich Capitain Belcher während seiner Exploration des Wellington-Canals zu weit von Kellett entfernen, um mit ihm in Verbindung zu bleiben, so soll Letzterer Schlittenexpeditionen nach einem Rendezvous auf 105° westl. Länge und 77° nördl. Breite absenden. Der Northstar bleibt als Depot auf der Beecheyinsel. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden uns schon die nächsten Wochen neue Nachrichten und vielleicht auch definitive Auskunft über das Schicksal Sir J. Franklin's bringen.

Ira Aldridge. — Da dieser afrikanische Schauspieler, sowol seiner fremdartigen Erscheinung wegen, als auch in Bezug auf sein in der That nicht unbedeutendes Talent, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, so wollen wir uns etwas umständlicher mit ihm beschäftigen. Wir haben ihn im Othello gesehen, einem Stück, welches recht eigentlich für ihn gemacht zu sein scheint. Mit den fünf englischen Schauspielern seines Gefolges, die sammt und sonders unter der Mittelmäßigkeit, der Mehrzahl nach unter aller Kritik stehen, hatte er die Tragödie sich so arrangirt, daß nur die Hauptscenen, in denen er selbst auftrat, zusammengestellt waren, der Zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hang aber doch wenigstens ungefähr hergestellt blieb. Zwar sah es etwas wunderlich aus, als im letzten Act Ludovico die Rolle der Emilie übernahm und den Betrug mit dem Schnupftuch entdeckte, von dem er doch unmöglich Kunde haben konnte, indeß mochte man das doch hingehen lassen, da Herr Aldridge die ausschließliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Der erste Act machte keineswegs einen vortheilhaften Eindruck. Eine Stimme, die trotz ihrer gewaltigen Naturkraft durch fortwährend übertriebene Anstrengungen bereits gebrochen ist und nur noch keucht; eine Haltung, in der keine Spur von Adel zu finden; eine Declamation, die mehr darauf ausgeht, grelle Contraste hervorzuheben, als den Sinn entsprechend darzustellen, die zum Theil sogar in der Erzählung von der Art, wie er die Liebe der Desdemona gewann, von einem mangelhaftem Verständniß zeugte, das Alles war nicht vielversprechend. Auch noch zu Anfang des zweiten Acts, wo Jago seine Eifersucht zunächst nur flüchtig rege macht, war durch zu starkes Betonen und zu langes Verweilen auf diesem Moment der ersten Leidenschaft das Spiel verfehlt. Dagegen war der Ausbruch der wirklichen Leidenschaft glänzend dargestellt. Zwar können wir einzelne Laute, die zu bestialisch waren, um unter den ästhetischen Maßstab zu fallen, nicht billigen, allein das Ganze zeugte doch von einer großen Naturbegabung, die uns den Kampf des wilden Afrikaners mit seinen besseren Empfindungen deutlicher versinnlichte, als wir es auch nur annähernd von einem deutschen Schauspieler gesehen. Einzelne Züge, wo der tiefe Kummer des Herzens die Leidenschaft übermannt, zeugten sogar von einem tiefen Gefühl. Allein die beiden letzten Acte störten diesen guten und bedeutenden Eindruck wieder auf eine sehr unangenehme Weise. Der Versuch, den Shakspeare zu überbieten, alle einzelnen Momente seines großen Seelengemäldes detailartig zu verarbeiten und in's Grelle zu ziehen, dieses beständig retardirende Spiel, in dem Körper und Miene sich allein ohne Beihilfe der Worte wollten geltend machen, dieses fast ängstliche Haschen nach Contrasten, welches die wildesten Naturlaute der entgegengesetztesten Art aufbot, um die Nerven zu erschüttern, das Alles war nicht allein so geschmacklos als möglich, sondern es war auch geradezu langweilig. Wenn man den ersten Eindruck auf die Nerven überwunden hat, so wird man der ewigen Erschütterungen müde und sehnt sich nach dem Ende. Uebrigens kamen auch da noch einige gute Momente vor. Der Eintritt Othello's in's Schlafgemach der Desdemona war schlecht, affectirt und gab keine klare Stimmung an; dagegen war die Art, wie er der Desdemona seinen Entschluß anzeigte, sehr schön gedacht und fast ganz poetisch. Leider wurde man durch die lächerlich quiekende Stimme der Desdemona fortwährend gestört, und da keine Emilie da war, auf deren Wuthausbruch bei Shakspeare eigentlich wesentlich die Katastrophe beruht, so wurde der Effect nach einer ganz falschen Richtung hingelenkt. Zuletzt merkte man wohl, daß die Folge der Stimmungen wenigstens ungefähr richtig aufgefaßt war, aber nicht blos Othello verweilte bei jeder derselben viel zu lange, sondern auch die übrigen Mitspieler wetteiferten zur Ueberraschung des Publicums mit ihm, durch die wunderlichsten Grimassen die Geduld der Zuhörer zu mißbrauchen; namentlich entwickelte Jago, der sich bis dahin ziemlich solide gehalten hatte, plötzlich ein stummes Spiel, das einen mehr als lächerlichen Eindruck machte; vielleicht mag das so in England Sitte sein, jedenfalls war es für den deutschen Zuschauer unerträglich, nach Beendigung der Katastrophe noch eine halbe Stunde lang mit unnatürlichen Verrenkungen gequält zu werden. Herr Aldridge schien, und darin hat er mit der Rachel einige Aehnlichkeit, im letzten Moment noch alle seine Virtuosität aufbieten zu wollen. Nachdem er sich den Dolch in's Herz gestoßen, versinnlichte er uns zuerst nach der verabscheuungswürdigen Manier unserer Grimassenschneider das materielle Sterben, welches eine für die Kunst unanständige Beschäftigung ist; er röchelte, gähnte u. s. w., wie es ja das Leipziger Publicum zu seiner größten Erbauung bereits mehrfach von Herrn Kläger angesehen hat; zuletzt schlug er wie ein Bret auf den Boden, mit einer solchen Gewalt, daß in der That ein afrikanischer Schädel dazu gehörte, um

nicht zu zerspringen. — Das Endresultat möchte dieses sein: Herrn Aldridge einmal zu sehen, ist entschieden der Mühe werth; zweimal wird es kaum Jemand unternehmen.

Musik. — Clavier und Gesang. Didaktisches und Polemisches von Friedrich Wieck. Leipzig, Whistling. 1 Thlr. — Des Verfassers Name ist in der musikalischen Welt wohlbekannt, und die von ihm erzielten Resultate bürgen für den Inhalt dieses Buchs. Man darf sich nur an seine beiden Töchter erinnern, die er ausschließlich gebildet hat: Clara Schumann, gegenwärtig unzweifelhaft die erste Clavierspielerin Deutschlands, vielleicht Europas, und Marie Wieck, deren anmuthiges, natürliches, von harmonischer Bildung und feinstem Verständniß zeugendes Spiel noch bei ihrer jüngsten Anwesenheit in Leipzig Jeden, der irgend Sinn für Natur und Schönheit besitzt, auf's Innigste erfreut hat. Die jüngste Zeit ist in der Herausgabe ähnlicher Werke sehr eifrig gewesen, und die Kunst des Clavierunterrichts, früher ein Geheimniß der großen Meister, wird bald auch den kleinen Geistern so geläufig sein, daß man sie eben nur noch als Handwerk betrachten darf. Durch die minutiöse Ausbildung des technischen Theils des Clavierspiels hat sich nach und nach eine schreckenerregende Fertigkeit ausgebildet, die einestheils, weil sie überall gleichmäßig anerzogen wird, das „Dutzendspiel" (wie es der Verfasser nennt) erzeugt, auf der andern Seite aber die „Clavierfurien-Periode" erschuf, an deren maßlosen Ueberschreitungen wir jetzt noch zu leiden haben. Gegen diese Uebel und gegen viele andere, die damit zusammenhängen, sucht die vorliegende Schrift zu kämpfen, und deshalb ist auch die Bezeichnung „Didaktisches und Polemisches" am rechten Platze. Diese durfte auch darum nicht fehlen, weil es überhaupt in dem Plane lag, keine systematisch geordnete Schule zu geben. Das ganze Buch besteht eigentlich nur aus den Herzensergießungen eines alten, geprüften Musikers, der sein ganzes Leben darauf verwendete, die Tonkunst treu und redlich zu pflegen. Die Ueberstürzungen der jüngsten Periode im Clavierspiel, mit welcher die Verschlechterung des Kunstgesangs Hand in Hand gegangen ist, reizen ihn zu einer warmen, theilweise sogar heftigen Polemik. Auch das Kunstwerk der Zukunft will ihm nicht behagen, und es ist besonders die Betrachtung der Gesangsmusik, die ihm das Verdammungsurtheil dieser neuen Richtung so hart aussprechen läßt. Gewiß ist ein erfahrener Singemeister, der die glänzenden Zeiten der italienischen und deutschen Oper miterlebte, mit allen Koryphäen derselben in der genauesten Verbindung stand, zu diesen Klagen berechtigt, doch wird gerade dieser Punkt den Männern jener Richtung einen leichten Angriff gewähren, weil außer dem richtig nachgewiesenen Ungeschick in der Technik des Gesangs das Verdammungsurtheil nur mit Behauptungen ausgesprochen, aber nicht mit Gründen belegt ist. — Neu, und im Allgemeinen sehr gut entwickelt ist die Ansicht über den innigen Zusammenhang des schönen Kunstgesangs und eines edlen und feinen Clavierspiels. In der Vorrede spricht der Verfasser sich selbst darüber aus: „Ein Clavierlehrer von Geist und Herz, gleich viel, ob er die „Elemente" lehrt, oder sich mit „höherer Ausbildung" beschäftigt, der so beschaffen ist, wie ich ihn mir denke, muß die Gesangskunst verstehen, wenigstens soll er ein hohes Interesse dafür an den Tag legen. Wenn ich überhaupt vom Gesang spreche, so meine ich nur den „schönen Gesang," die Basis der feinsten und vollendetsten musikalischen Darstellung; und vor allen Dingen denke ich wieder an eine „schöne Tonbildung" als die Basis für den möglichst schönsten Anschlag auf dem Claviere. In vielen Dingen müssen sich Gesang und Clavier gegenseitig erklären und ergänzen; sie sollen mit einander wirken, um das Hohe und Edle in ungetrübter Schönheit zur Ergänzung zu bringen. — Unter den nicht immer in ganz logischer Reihenfolge geordneten Capiteln verdienen die höchste Beachtung eins über den Elementarunterricht im Clavierspiel, ferner ein anderes „Frau Grund und vier Lectionen," über eine rationale Methode überhaupt, und jene über Pedal und „Verschiebungsgefühl;" sie geben das meiste Positive und Didaktische. Fast ganz polemischer Natur sind die verschiedenen Artikel über Gesang, doch auch sie enthalten für den ver-

ständigen Lehrer eine Menge nützlicher Andeutungen, geben gute Anleitung zur Ausbildung eines guten Geschmacks, und zeigen deutlich und eifrig die Unnatur der durch die neuen Italiener und Franzosen geschaffenen Gesangsmethode. Eine Eigenthümlichkeit des Buchs, gleichsam ein Wiederspiegeln von dem Temperamente des Verfassers, liegt in der Art und Weise seines Styls. Derselbe ist unruhig und hastig, nicht glatt und geordnet genug, wenn es gilt, ruhig das gerade vorliegende Thema zu durchdringen und zu verarbeiten. Wenn man ruhige Deductionen erwartet, stößt man plötzlich auf persönliche Anreden, und so geschieht es, daß wir uns plötzlich in ein Gespräch mit einem Spieler oder einer Sängerin verwickelt sehen, gewiß nur zu unsrrm Vortheil, denn die präcise Rede und Gegenrede, das Beziehen auf bestimmte, concrete Fälle geben oft mehr Aufhellung, als eine pedantische, gelehre Ausführung. Einzelne Capitel sind überhaupt in kleine Scenen aus dem musikalischen Gesellschaftsleben eingekleidet. Ernst und Scherz, Ironie und Laune wechseln mit einander, zwischen den Zeilen aber stehen die ernstesten und bittersten Wahrheiten, und jede in diesen Scenen auftretende Figur kann als Typus von Figuren gelten, die dem Künstler auf seinen oft schwierigen und unangenehmen Gesellschaftswegen begegnen. Das ganze Buch verdient Beachtung, weil es gegen die Mängel und die falsche Richtung unsrer Zeit mit Ernst zu Felde zieht; der gute Zweck wird bald die mancherlei Ungeschicklichkeiten in der Form vergessen machen.

Literatur. — Elim, histoire d'un poète russe, par Paulin Niboyet. (Leipzig, Michelsen.) — Wir haben von dem Verfasser dieses Romans bereits ein früheres Werk besprochen: La chimère. Was bei demselben zunächst auffällt, ist die feine, graziöse und gemüthvolle Sprache. Der Dichter hat feine Beobachtungen über das menschliche Herz gemacht, er läßt die mannichfaltigsten Gefühle anklingen, und sie sind wenigstens selten unwahr. Auf das Aeußerliche, auf die Geschichte, und was dazu gehört, legt er wenig Gewicht. Seine Erzählungen sind fast nur skizzirt, fast zu hastig, die Empfindung ist ihm die Hauptsache. Es ist in dieser Richtung auf die bloße Empfindung immer etwas Bedenkliches, und wir finden in der That bei einer ganzen Reihe der begabtesten französischen und englischen Schriftsteller die Neigung, sich immer mehr in's Aetherische zu verlieren und darüber den festen Stoff aus den Händen zu lassen, der doch eigentlich der Welt der Empfindungen erst die sichere Grundlage giebt. Bei einer edlen Natur geht daraus nur eine gewisse Weichheit hervor, die zwar rührt, aber nicht ergreift; indessen liegt noch eine andere, größere Gefahr nahe, nämlich bei dem Vorwalten der bloßen Stimmung das sittliche Urtheil aus dem Spiel zu lassen. Dieser Verirrung ist der Verfasser glücklich entgangen. Der eigentliche Hauptcharakter, obgleich er in seiner bescheidenen Färbung hinter den romantischen Helden und Heldinnen zurücktritt, der Advocat Ménars, der ehrlichste, aufopferndste Mensch, der von aller Welt betrogen und gemißbraucht wird und trotz aller bitteren Erfahrungen immer wieder die Gesundheit und Integrität seines Gemüths wiederherzustellen weiß, ist eine sehr glückliche Erfindung. Der Dichter hat es verstanden, was eine sehr schwere Aufgabe ist, unser Mitleid rege zu machen, ohne daß sich jenes Gefühl der Geringschätzung damit vermischte, dem man in solchen Fällen nur selten entgehen wird. Auch die anderen Figuren sind wenigstens glücklich angelegte Capricen. Jedenfalls gehört Herr Niboyet zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten französischen Romanliteratur.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG